

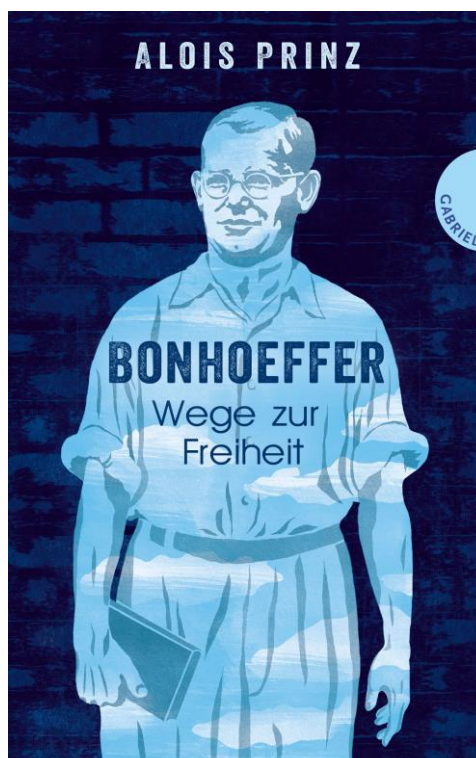
Leseprobe

Alois Prinz
Bonhoeffer
Wege zur Freiheit

Gabriel im Thienemann-Esslinger Verlag, Stuttgart
2017

ISBN 978-3-522-30455-9

S. 2-8 & 54-66



Inhalt

Prolog: Im Prophetenzimmer oder Die große Entscheidung

- I. Rote und schwarze Lieder
- II. Dunkle Tage
- III. Was die Bäume erzählen
- IV. Fantasie und Wirklichkeit
- V. Der feste Boden und der ferne Gott
- VI. Wie ein Vogel im Flug
- VII. Von der Nächsten- und der Fernstenliebe
- VIII. Auf der richtigen Spur
- IX. Scheidung der Geister oder Hinterweltler und Weltkinder
- X. Ein gefährlicher Narr
- XI. Fast ein Heiliger
- XII. Onkel Rudi und die „teure Gnade“
- XIII. „Soll ich ..., darf ich ...?“ oder Das Recht auf Glück
- XIV. Die Kreidezelle oder Wer bin ich?
- XV. Der innere und der äußere Tod

Epilog: Wer hält stand?

Literaturverzeichnis

Quellenverzeichnis

Prolog

Im Prophetenzimmer oder Die große Entscheidung

„Prophecy Chamber“, Prophetenkammer, heißt das Gästezimmer des *Union Theological Seminary* in New York. Am 13. Juni 1939 zieht der deutsche Theologe und Pfarrer Dietrich Bonhoeffer hier ein. Dietrich kennt das Seminar und die Stadt. Er war vor neun Jahren schon einmal hier gewesen, als blutjunger Stipendiat, der Land und Leute kennenlernen wollte. Sein jetziger Besuch steht unter ganz anderen Vorzeichen. Er musste aus Deutschland fliehen. Sein Jahrgang soll eingezogen werden. Als Soldat müsste er einen Eid auf Adolf Hitler ablegen und wäre gezwungen, mit der Waffe in den Krieg zu ziehen. Als Christ ist das für ihn ausgeschlossen. Verweigerern droht das Konzentrationslager oder sogar der Tod.

Dietrich hatte Glück gehabt. Sein Vater, ein anerkannter Professor für Psychiatrie, hat seine Verbindungen genutzt, um Dietrichs Musterung zu verschieben. Freunde in Amerika haben alles getan, um ihn aus Deutschland herauszuholen. Sie gehen nun fest davon aus, dass Dietrich in den USA bleibt. Hier ist er in Sicherheit. Doch schon auf der Schiffsreise war er unsicher, ob seine Flucht richtig war. „Wenn nur die Zweifel am eigenen Weg überwunden wären“, hatte er in sein Tagebuch geschrieben.¹

Quellennachweis

Die Texte, Briefe, Predigten etc. von Dietrich Bonhoeffer werden zitiert nach der siebzehnbändigen Sonderausgabe seiner Werke, München: Gütersloher Verlagshaus 2015:

Band 1: *Sanctorum Communio*
Band 2: *Akt und Sein*
Band 3: *Schöpfung und Fall*
Band 4: *Nachfolge*

Die Zweifel lassen sich nicht vertreiben. Auch nicht, als der Präsident des *Union Theological Seminary*, Henry Coffin, ihn in sein Landhaus in Massachusetts einlädt. Coffin fühlt sich durch den Besuch geehrt. Trotz seiner Jugend gilt der dreiunddreißigjährige Bonhoeffer als einer der bedeutendsten deutschen Theologen und als ein führender Kopf der kirchlichen Opposition gegen Hitler. Diese Gegenkirche, die sogenannte Bekennende Kirche, ist immer mehr unter politischen Druck geraten und viele ihrer Anhänger sitzen im Gefängnis oder im KZ. Dietrich genießt die Gespräche mit Coffin und er ist begeistert von der landschaftlichen Schönheit, aber er hat das Gefühl, nicht am richtigen Platz zu sein. Ein Jahr will er bleiben, länger nicht. „Ich begreife nicht, warum ich hier bin“, schreibt er.²

Seine Gedanken sind bei seinen Freunden in Deutschland. In einem abgelegenen Gutshof bei Stettin hatten sie eine Gemeinschaft gebildet. Dietrich war ihr Lehrer. Er sollte sie auf ihren Beruf als Pfarrer vorbereiten. Aber er war auch ihr

Band 5: *Gemeinsames Leben. Das Gebetbuch der Bibel*

Band 6: *Ethik*

Band 7: *Fragmente aus Tegel*

Band 8: *Widerstand und Ergebung*

Band 9: *Jugend und Studium 1918-1927*

Band 10: *Barcelona, Berlin, Amerika 1928-1931*

Band 11: *Ökumene, Universität, Pfarramt 1931-1931*

Band 12: *Berlin 1932-1933*

Band 13: *London 1933-1935*

Band 14: *Illegale Theologenausbildung: Finkenwalde 1935-1937*

Band 15: *Illegale Theologenausbildung : Sammelvikariate 1937-1940*

Band 16: *Konspiration und Haft 1940-1945*

Band 17: *Register und Ergänzung*

Prolog

¹ Dietrich Bonhoeffer (=DB), *Tagebuch der Amerikareise*, Bd. 15, Nr. 137, S. 219

² ebenda, S. 222

„Bruder“. Zusammen wollten sie eine christliche Gemeinschaft bilden. Nur auf diese Weise, das ist Dietrichs feste Überzeugung, gewinnt man die innere Stärke, an seinem Glauben festzuhalten und in einem Unrechtsstaat Widerstand zu leisten. Das illegale Seminar wurde im Juni 1938 von der Geheimen Staatspolizei geschlossen. Dietrich und seine Freunde haben sich nicht entmutigen lassen und im Untergrund weitergemacht. Jetzt müssen seine Gefährten ohne ihn zurechtkommen. Dauernd muss er daran denken, was aus den jungen Männern wird, die sich ihm anvertraut haben und ihm gefolgt waren. Wird man sie verhaften? Werden sie als Soldaten in den Krieg geschickt, der unvermeidlich scheint? Trägt er, Dietrich, Schuld an ihrem Schicksal?

Viele von Dietrichs Weggefährten haben sich auf Kompromisse mit dem Staat eingelassen. Er selbst blieb unbeugsam. Oder war es nur Rechthaberei, dass er so stur war? Haben jene recht, die ihn für einen arroganten Besserwisser halten oder für einen gefährlichen Fanatiker, der der Kirche mehr schadet als nützt? Dietrich hat sich diese Fragen oft gestellt. Manchmal dachte er, dass er sich selbst nicht kennt. Doch letztendlich hat er sich von seiner Haltung nicht abbringen lassen. Vielleicht hat das mit seiner Erziehung zu tun. Schon als Kind war ihm beigebracht worden, nicht auf Phrasen hereinzufallen und standhaft zu bleiben. Das hat ihn früh immun gemacht gegen die Propaganda der Nazis. Ihr engstirniger Nationalismus war ihm fremd. Dietrich war viel gereist, nach Rom, nach Spanien und Afrika. Er war mit dem Auto durch Amerika gefahren und hatte die Unterdrückung der schwarzen Bevölkerung hautnah erlebt. Es war selbstverständlich für ihn, dass alle Menschen gleichwertig sind und dass die Behauptung von der Minderwertigkeit der „jüdischen Rasse“ mit der Bibel nicht vereinbar ist. Man kann, so meinte er, nicht zugleich Christ und Nationalsozialist sein.

In New York wird Dietrich oft eingeladen zu Ausflügen und Partys. In den Gesprächen über Musik und Kindererziehung ist er höflich und zugewandt wie immer. Aber innerlich ist ihm alles, worüber geredet wird, völlig gleichgültig. Der Gedanke lässt ihn nicht los, dass er mit seiner Flucht einen Fehler gemacht hat. Allein in seinem Prophetenzimmer geht Dietrich auf und ab und zerbricht sich den Kopf, was er machen soll. Er raucht viele Zigaretten, macht sich Notizen und schreibt in sein Tagebuch. Immer wieder greift er zur Bibel, um dort eine Antwort zu finden. Man hat ihm das Angebot gemacht, Vorträge zu halten und Flüchtlinge aus Deutschland zu betreuen. Kann er das ablehnen? Er hat seine amerikanischen Freunde gebeten, sich für ihn einzusetzen. Wäre es nicht unverständlich, feige, schwach und undankbar, einfach wegzulaufen? Aber wo wird er wirklich gebraucht? Sind die Nachrichten aus Deutschland nicht alarmierend? „Wenn es jetzt unruhig wird, fahre ich bestimmt nach Deutschland“, schreibt er in sein Tagebuch. „Ich kann nicht allein draußen bleiben. Das ist mir ganz klar. Ich lebe ja doch drüben.“³ Im August will er wieder zurückreisen.

Wenn er es in seinem Zimmer nicht mehr aushält, geht Dietrich zum Times Square oder läuft stundenlang ruhelos durch die Straßen Manhattans. Er muss sich entscheiden. Aber wie? Seine erste eigenständige Entscheidung war es gewesen, Theologie zu studieren. Jene Schulstunde kurz vor dem Abitur, als er seinen Entschluss vor der ganzen Klasse äußerte, wird er nie vergessen. Im Studium war er anfangs sehr ehrgeizig. Schon mit zweiundzwanzig ein Doktor. Mit vierundzwanzig hielt er seine erste Vorlesung an der Universität. Immer der Jüngste, immer der Beste.

Doch dann hatte sich etwas mit ihm verändert. Er hat angefangen, die Bibel anders zu lesen. Nicht mehr seine eigenen Gedanken und seine Karriere waren ihm wichtig, sondern die Frage, was Gott von ihm erwartet. Diese Wende in seinem

³ ebenda, S. 224

Leben hat ihn glücklich gemacht, und er wusste nun, dass er endlich „auf die richtige Spur“⁴ gekommen ist. Diese Spur hat ihn zu dem Entschluss gebracht, ein Leben nach den Werten der Bibel zu führen. „Nachfolge“ nannte er das. Diese Nachfolge gründet im Glauben, aber sie wird zwangsläufig politisch dann, wenn Menschenrechte mit Füßen getreten werden. Dietrich Bonhoeffer war lange Zeit ein unpolitischer Mensch gewesen. Erst als Theologe und Christ wurde er zum politischen Rebellen. Und sein Widerstand lässt sich nur aus seinem Glauben und seinen theologischen Gedanken verstehen.

Soll er bleiben oder das nächste Schiff in die Heimat nehmen? Dietrich wägt alles Für und Wider ab. Er sollte froh sein, der Gefahr in Deutschland entronnen zu sein. Auch seine Schwester Sabine musste mit ihrem Mann, der aus einer jüdischen Familie kommt, ins Ausland fliehen. Viele Menschen, deren Leben in Deutschland bedroht ist, können nicht wie er das Land verlassen. Und andere, die geflohen sind oder fliehen mussten, unterstützen jetzt vom Ausland aus den Widerstand gegen das Hitler-Regime. Sollte er, Dietrich, das auch tun? Er hat viele Kontakte zu kirchlichen und politischen Kreisen in anderen Ländern.

Alle diese Überlegungen sind vernünftig. Für andere mögen sie richtig sein. Aber für ihn? Was ist für ihn das Richtige? Dietrich ist überzeugt, dass man die letzten Motive seines Handelns nicht erkennen kann. Sicher kann man alles begründen. Aber letztendlich ist jede Entscheidung eine Entscheidung ins Dunkle. Es bleibt einem nur die Hoffnung und der Glaube, dass man von einem höheren Willen geführt wird und man sich diesem Willen anvertrauen darf. Ohne das Vertrauen, dass einem die Fehler, die man macht, und die Schuld, die man auf sich lädt, vergeben werden, könnte man sich nicht entscheiden, nicht handeln.

⁴ Brief an Karl-Friedrich Bonhoeffer vom 14.1.35, Bd. 13, Nr. 93, S. 272

Dietrich hat Angst vor dem entscheidenden Gespräch mit Professor Henry Leiper, der sich wie kein anderer für ihn eingesetzt hat. Am 20. Juli treffen sich die beiden zum Mittagessen. Leiper hat konkrete Pläne, wie Dietrichs Zukunft in den Staaten aussehen könnte. Dietrich lehnt alles ab. Leiper ist enttäuscht und auch verstimmt. Aber Dietrich lässt sich nicht mehr von seiner Entscheidung abbringen. „Für mich bedeutet es wohl mehr, als ich im Augenblick zu übersehen vermag. Gott allein weiß es“, schreibt er abends in sein Tagebuch. „Es ist merkwürdig, ich bin mir bei allen meinen Entscheidungen über die Motive nie völlig klar. Ist das ein Zeichen von Unklarheit, innerer Unehrlichkeit, oder ist es ein Zeichen dessen, dass wir über unser Erkennen hinausgeführt werden, oder ist es beides?“⁵

Am 7. Juli ist Dietrich auf dem Schiff, das ihn wieder zurück nach Deutschland bringt. Kurz nach Mitternacht legt es ab. Nach einem hochsommerlichen Tag ist es immer noch sehr warm und der Mond steht über den Wolkenkratzern Manhattans. Sechszwanzig Tage war er hier. Er bereut seine Reise nicht. Doch jetzt ist er erleichtert. Sein innerer Zwiespalt hat sich gelöst. Er weiß, dass er etwas Wichtiges gelernt hat, das seine zukünftigen Entscheidungen beeinflussen wird. „Wahrscheinlich wird sich diese Reise sehr bei mir auswirken“, schreibt er in sein Tagebuch.⁶

Als Dietrichs Nachfolger, der neue Gastdozent, in das Prophetenzimmer einzieht, wundert er sich über die Unordnung. Volle Aschenbecher stehen auf dem Tisch. Überall verstreut liegen beschriebene Papierbögen. Er kann nicht wissen, dass Dietrich Bonhoeffer sich hier zur wichtigsten Entscheidung seines Lebens durchgerungen hat.

⁵ *Tagebuch Amerika*, S. 228

⁶ ebenda, S. 240

V.

Der feste Boden und der ferne Gott

Das Berlin, in das Dietrich Bonhoeffer aus Italien zurückkehrte, war eine hektische Metropole, die drittgrößte Stadt der Erde mit unzähligen Cafés, Bars, Nachtlokalen, Theatern, Lichtspielhäusern, Jazzkellern und Lokalen, wo der neueste Import aus Amerika, der Charleston, getanzt wurde. Überschäumende Lebensfreude paarte sich mit fatalistischer Stimmung und tiefer Zukunftsangst. Schriftsteller wie Ernest Hemingway prägten das Schlagwort von der „lost generation“. Verloren war demnach gerade die junge Generation, die den Zusammenbruch der alten, väterlichen Welt nach dem Weltkrieg erlebt hatte und nun orientierungslos war. Den jungen Menschen fehle, so schrieb es Klaus Mann, der sich als Sprecher dieser Generation verstand. „der Boden unter den Füßen“ und sie seien ohne Führer „hilflos zwischen alle Extreme gestellt“.⁶⁹ Für Dietrich Bonhoeffer war die Großstadt der Ort, wo am deutlichsten zu spüren war, was den Menschen fehlte und wonach sie sich sehnten. Hinter dem Wunsch nach Unterhaltung und Abwechslung vernahm er eine verzweifelte Suche nach Lebenssinn, einen großen „Durst“, der durch das „marktschreierische Anpreisen neuer Mittel und Wege“ gestillt werden sollte. „Mitten in unsere Großstädte“, so meinte er, „in das größte wildeste Treiben ungezählter Menschenmassen ist die große Not der Vereinsamung und der Heimatlosigkeit hereingebrochen.“⁷⁰

Vom „wildem Treiben“ in Berlin bekam Dietrich wenig mit. Dietrich kehrte wieder in den Schoß der Familie zurück, in die geschützte Welt des elterlichen Hauses im Professorenviertel

5. Kapitel

⁶⁹ Zitiert nach: Uwe Neumann: *Klaus Mann*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1984, S. 23

⁷⁰ DB, Bd. 10, S. 469

im Grunewald. Von dem Dietrich, der noch wenige Wochen zuvor wie berauscht durch die Straßen Roms flaniert war und vom Farbenspiel des Meeres und des südlichen Himmels geschwärmt hatte, war wenig übrig. Sein Studentenleben war ganz auf das Studium abgestellt. Vom vielen Sitzen nahm er zu, was zu spitzen Bemerkungen seiner Schwestern führte. Um deren „Schönheitsempfinden“⁷¹ zu entsprechen, machte Dietrich Spaziergänge und trieb ein wenig Sport. Manchmal ging er mit einer seiner Schwestern ins Theater oder mit seiner Oma in eine Operette. Julie Bonhoeffer, an der Dietrich mit großer Liebe hing, war von Tübingen nach Berlin gezogen und lebte nun bei der Familie.

In der großen Villa in der Wagenheimstraße waren zeitweise vier Generationen versammelt. Ursula, die Älteste der Töchter, war inzwischen verheiratet mit Rüdiger Schleicher, einem Juristen und Sohn eines alten Studienfreundes von Karl Bonhoeffer. Weil es noch keine geeignete Wohnung gefunden hatte, lebte das junge Paar mit seinem ersten Kind Hans-Walter im Dachgeschoss des Hauses. Christine, Christel genannt, war verlobt mit ihrem Schulfreund Hans von Dohnanyi. Und auch Sabine, Dietrichs Zwillingsschwester, hatte sich verlobt mit dem Juristen Gerhard, genannt Gert Leibholz. Die Eltern waren anfangs wenig erfreut über diese Verbindung. „Was machst du denn für Geschichten?“, meinte der Vater zu Sabine. Er mochte den jungen Leibholz, machte sich aber Sorgen um dessen Karriere, weil er aus einer jüdischen Familie stammte.

Karl Bonhoeffer hatte schon seine Erfahrungen mit Judenfeindlichkeit in Deutschland gemacht. Vergeblich hatte er versucht, einen jungen jüdischen Kollegen zu unterstützen, und war dabei auf vehemente antisemitische Vorurteile gestoßen. Bei Dietrich war an Verlobung oder gar Heirat noch nicht zu denken. Er war zu jung und ungesichert für eine eigene Familie und ließ, so freundlich und umgänglich er auch war, niemanden

⁷¹ Brief an Paula Bonhoeffer vom 5.8.24, Bd. 9, Nr. 82, S. 142

nah an sich heran. Einen richtigen Freund hatte er noch immer nicht, geschweige denn eine Freundin. Bei einem Faschingsfest der Familie hatte er sich als Amor verkleidet und auf die Gäste mit Pfeilen geschossen. Aber ein Amor wird eben selbst nicht von Liebespfeilen getroffen.

Die Familie war für Dietrich der feste Boden unter den Füßen. Gleichzeitig sehnte er sich nach einem „Bruch“ in seinem Leben.⁷² Es drängte ihn danach, diesen festen Boden einmal zu verlassen und, wie er einmal sagt, hinaus aus dem gewohnten Lebenskreis zu kommen und „völlig auf eigenen Füßen zu stehen“.⁷³ Das galt auch und besonders für sein Studium. Bisher hatte er das getan, was in der Familie von seinen Brüdern wie auch von ihm erwartet wurde, nämlich zügig und erfolgreich zu studieren. Dietrich war im Vergleich zu seinen Mitstudenten ein Überflieger. Aber hatte er nicht Theologie gewählt, weil er seinen persönlichen Glauben vertiefen und einen ganz eigenen Standpunkt finden wollte?

Die Berliner Fakultät war eine Hochburg der liberalen Theologie und ihr Aushängeschild war der allseits geachtete und hochverehrte Adolf von Harnack. Harnack stand für die feste Bindung der Theologie an die Wissenschaft. Seinem Credo zufolge blieb alles nur Gefühlsmäßige, Unbewusste „untermenschlich“, solange es nicht von der Vernunft begriffen und „gereinigt“ wurde. Eine Theologie, die sich von der Vernunft trennte, durfte es für ihn nicht geben. Harnack war bereits über siebzig Jahre alt und aus dem akademischen Betrieb ausgeschieden. Nur für einen erlesenen Kreis hielt er noch eine Vorlesung und ein Seminar. Dietrich wurde zu diesem Kreis eingeladen und beeindruckte die Teilnehmer schon bei den ersten Sitzungen durch sein Wissen.

Adolf von Harnack lebte mit seiner Familie auch im Professorenviertel im Grunewald, gleich in der Nachbarschaft

⁷² Brief an Eberhard Bethge vom 22.4.24, Bd. 8, Nr. 135, S. 397

⁷³ DB, *Spanisches Tagebuch*, S: 19

der Bonhoeffers. Dietrich begleitete ihn oft zum Bahnhof Halensee, wenn beide zur Universität eilten. Harnack verkörperte für Dietrich alles, was er von seinem Elternhaus kannte – den Glauben an die Wissenschaft, die Skepsis gegenüber Phrasen, die Bedeutung von Religion in einem bildungsbürgerlichen Milieu. Bei Harnack lernte Dietrich auch, wie man wissenschaftlich mit der Bibel umgeht. Für liberale Theologen wie ihn war die Bibel nicht unmittelbar Gottes Wort, sondern sie bestand aus von Menschen zu einer bestimmten Zeit verfasste Texten. Somit muss man sie behandeln wie historische Dokumente und die zeitbedingten Einflüsse erforschen, um dann freilegen zu können, was die ursprüngliche christliche Botschaft ist. Dietrich erwies sich als ein gelehriger Schüler. Harnack war von einer Seminararbeit so angetan, dass er die Hoffnung äußerte, Dietrich werde einmal Professor für Kirchengeschichte werden.⁷⁴ Als Achtzehnjähriger solch ein Lob von einer Koryphäe wie Harnack zu bekommen, war wie ein Ritterschlag. Aber war eine solche Karriere wirklich sein Ziel?

Harnack muss verwundert, ja irritiert gewesen sein, als sein Musterschüler plötzlich ein anderes Gesicht zeigte. Dietrich tat etwas, was bei den Teilnehmern des Seminars als undenkbar galt. Er widersprach seiner „Exzellenz von Harnack“. Und als der Professor höflich antwortete, gab sich dieser aufmüpfige Student nicht zufrieden, sondern widersprach erneut. Dietrich verteidigte doch tatsächlich die Ansichten eines Theologen, mit dem Harnack in einem erbitterten Streit lag. Er hieß Karl Barth und Harnack machte ihn für den Niedergang der Theologie verantwortlich.

Karl Barth war so ziemlich in allem das Gegenteil von Harnack. Bevor er Professor in Göttingen wurde, war er lange Jahre Pfarrer in dem kleinen Ort Safenwil im Kanton Aargau gewesen. Dort hatte man von ihm erwartet, dass er die Fabrikarbeiter über ihr kümmerliches Dasein hinwegtröstet.

⁷⁴ Brief an Karl und Paula Bonhoeffer vom 17.11.43, Bd. 8, Nr. 72, S. 184

Stattdessen schlug sich Barth auf die Seite der Arbeiter und wurde von seinen Gegnern als „roter Pfarrer“ beschimpft. Diese Erfahrung hatte Barths Gottesbild radikal verändert. Er quälte sich jeden Sonntag mit der Frage, ob er in seinen Predigten den Menschen wirklich noch etwas zu sagen hatte. Auf alle Fälle wollte er zu ihnen nicht mehr von einem Gott reden, der von Menschen vereinnahmt wird, um ihren Handlungen einen moralischen Deckmantel zu verschaffen. Besonders verwerflich war für Barth, dass sich unter den schlimmsten Kriegstreibern so viele Kirchenmänner und Theologen befunden hatten. Statt auf Distanz zu den Mächtigen zu gehen und die Werte der Bibel zu verteidigen, hatten sie dem Krieg eine höhere Weihe verliehen, Kanonen gesegnet, das Töten geheiligt und die Gegner Deutschlands verteufelt. Mit anderen Worten, sie hatten sich für ihre Zwecke einen Gott zurechtgemacht, der nach Ansicht Karl Barths mit dem Gott der Bibel nichts zu tun hatte.

In seinen zahlreichen Büchern wollte Barth Gott vor diesem menschlichen Missbrauch schützen. Er ging so weit zu behaupten, dass zwischen den Menschen und Gott ein unüberbrückbarer Gegensatz besteht. Diesen Abgrund können Menschen nie überwinden, nur Gott kann das, indem er sich dem Menschen aus freien Stücken zuwendet oder, theologisch gesagt, sich offenbart - in Jesus und in den Schriften der Bibel. Es gebe, so wird es Dietrich Bonhoeffer einmal sagen, „keinen Weg des Menschen zu Gott“, nur „den Weg Gottes zu den Menschen“.⁷⁵ Daher kann der Mensch immer nur Empfangender, Hörender sein. Zu meinen, dass er über Gott verfügen kann, ist demnach die größte Sünde. Auch mit Vernunft und Wissenschaft kann man ihn nicht in den Griff bekommen. Wenn man über Gott redet, muss man im gleichen Atemzug darauf hinweisen, dass man eigentlich über ihn nicht reden kann. Dermaßen in Gegensätzen zu denken und zu sprechen heißt, „dialektische Theologie“ zu treiben.

⁷⁵ DB, *Jesus Christus und vom Wesen des Christentums*, Bd. 10, II/2, S. 315

Karl Barths Gedanken wurden gerade unter jungen Leuten begierig aufgenommen – und das nicht nur unter Theologen. Dietrichs Cousin Hans-Christoph von Hase, der in Göttingen Physik studierte, war von Barth so beeindruckt, dass er auf Theologie umsattelte. Auf gemeinsamen Wanderungen redeten er und Dietrich sich die Köpfe heiß über diesen „fröhlichen Partisan Gottes“, der jeden Tag Mozart hörte, der seine Pfeife und Frauen liebte und für den es nichts Schlimmeres gab als verdrießliche Gedanken und langweilige Predigten. Für Dietrich war Barth eine Erlösung. Hatte er doch immer seine Berufswahl verteidigen müssen, gegenüber dem Vater, den Brüdern, der Wissenschaft. Barth hatte die „Sache mit Gott“ von allen Bindungen und Abhängigkeiten befreit. Um seine Daseinsberechtigung als Theologe bescheinigt zu bekommen, musste man nicht mehr seine Wissenschaftlichkeit nachweisen oder seinen Nutzen für die Gesellschaft unter Beweis stellen. Allein das Wort Gottes zu vertreten, war Rechtfertigung genug. Dietrich konnte mit neuem Selbstbewusstsein auftreten. Wenn er Barth folgte, musste er allerdings irgendwann auch das bildungsbürgerlich geprägte Christentum, das er seit Kindertagen kannte, infrage stellen.

Das aber war nicht so einfach. Dietrich war tief verwurzelt in seiner Familie und ihren Werten. Es gab keinen Grund, dagegen zu rebellieren, zumal seine Eltern regen Anteil nahmen an seinem Studium und er ihren Rat sehr schätzte. Seine Mutter las sogar die Bücher, für die sich Dietrich interessierte, um zu wissen, womit sich ihr Sohn geistig beschäftigte. Und der Vater kannte alle Professoren, bei denen Dietrich studierte, und erkundigte sich bei ihnen über dessen Fortschritte. Auf den „festen Boden“ seiner Herkunft konnte und wollte Dietrich nicht verzichten. Dadurch geriet er jedoch in einen tiefen inneren Konflikt. Er wollte die bürgerliche Sicherheit nicht loslassen und versuchte zugleich mit ihr zu brechen. Er hielt an der Welt, aus der er kam, fest und wollte aus ihr aussteigen. Er wollte ein

anerkannter Wissenschaftler sein und zugleich ein frommer Rebell, für den nur das Wort Gottes zählt. Er wollte der folgsame Sohn sein und seinen eigenen Platz in der Welt finden. Schließt das eine das andere aus? Oder kann man beides miteinander verbinden?

Dietrich versuchte es. Er blieb der hochbegabte Student. Acht Seminararbeiten und zahlreiche Referate verfasste er in drei Studienjahren. Dazu noch eine Doktorarbeit. Doch das alles war für ihn keine rein „akademische Angelegenheit“⁷⁶ mehr. Wenn er über „Luthers Stimmungen“ schrieb, so merkt man, dass hier einer auch seine eigenen Lebensfragen mit hineinbringt. Luthers Schwanken zwischen dem „Hochgefühl“, ein Berufener zu sein, und vernichtenden Selbstzweifeln, das kannte auch Dietrich. Die „inneren Feinde“, so schrieb er, seien „immer schlimmer als die äußeren“.⁷⁷ Nur wenige wussten oder ahnten, dass Dietrich oft unter Depressionen litt. In der Wagenheimstraße wurde über solche persönlichen Probleme nicht geredet. Das machte man mit sich selber aus.

Allein war Dietrich auch mit seinen Zweifeln an seinem Studium. Als er es riskierte, sie in einem Referat zu äußern, kassierte der sonst so Erfolgsverwöhnte prompt die schlechteste Note. Dietrich hatte die wissenschaftliche Methode kritisiert, die Bibel wie einen historischen Text zu lesen. Was dabei übrig bleibe, so meinte er, sei ein Trümmerfeld mit „Schutt und Splittern“.⁷⁸ Was Dietrich suchte, war nicht ein unverbindliches Wissen, bei dem er seine eigene Existenz ausklammern musste. Er suchte nach einem lebendigen Gotteswort, auf das man sein Leben stützen und sein Heil gründen kann. Die Worte der Bibel, davon war er überzeugt, bleiben tot, wenn man sie nur als Auskunft über vergangene Ereignisse betrachtet und nicht den Geist dahinter wahrnimmt, der zu jeder Zeit das Leben eines Menschen verändern kann. Ganz in Sinne seines neuen

⁷⁶ Brief an Karl-Friedrich Bonhoeffer vom 14.1.35, Bd.13, Nr. 193, S. 272

⁷⁷ DB, *Seminararbeit über Luthers Stimmungen gegenüber seinem Werk*, Bd. 9, II/5, S. 290

⁷⁸ DB, *Referat über historische und pneumatische Schriftauslegung*, Bd. 9., II/6, S. 307 und 318

Vorbildes Karl Barth meinte Dietrich, dass Gottes Wort zwar unbegründbar ist, aber „erlebbar und aussagbar“. Dort ist Offenbarung, „wo der Mensch sie hört, wo Menschenwort Gotteswort wird, wo Zeit Ewigkeit wird.“

Dietrich hatte das Referat bei dem Dogmatik-Professor Reinhold Seeberg gehalten. Seeberg, der einer der fleißigsten Kriegesredner gewesen war und wie kein anderer die unheilvolle Allianz von Religion und Nationalismus repräsentierte, hatte an den Rand der Arbeit viele Fragezeichen und „Nein!“ geschrieben. Umso überraschender war es, dass Dietrich ausgerechnet ihn als Doktorvater wählte. Bei einem gemeinsamen Spaziergang war Seeberg zu Dietrichs Erstaunen plötzlich überzeugt von dessen Fähigkeiten. Der Sinneswandel kam wohl daher, dass Seeberg Dietrichs Vater kannte und mit ihm ein ausführliches Gespräch über den Sohn geführt hatte. Auch mit dem Thema der geplanten Doktorarbeit war Seeberg einverstanden. Dietrich wollte über „religiöse Gemeinschaft“ schreiben.

Was Seeberg nach eineinhalb Jahren Arbeit in Händen hielt, war eine umfangreiche Schrift mit dem Titel *Sanctorum Communio*, also „Gemeinschaft der Heiligen“. Es war, so könnte man sagen, eine Mischung aus Harnack und Barth. Von Barth übernahm Dietrich die Idee eines fernen Gottes. Für Dietrich wichtiger war allerdings die Frage, wie und wo sich dieser Gott, der sich von sich aus dem Menschen zuwendet, in der konkreten Wirklichkeit zeigt. Seine Antwort war nicht der einzelne Mensch mit seinen religiösen Gefühlen, sondern die Kirche, verstanden als Gemeinschaft der Gläubigen. Was diese Gemeinschaft von Gemeinschaften wie einem Sportverein, einer politischen Partei oder einer Familie unterscheidet, ist, dass es hier keinen Zweck gibt, der die Mitglieder zusammenhält, sondern dass hier Gottes Geist wirkt. Für Dietrich ist das eine Realität, die zwar nicht objektiv beweisbar ist, sich aber allen

erschließt, „die Augen haben zu sehen und Ohren zu hören“.⁷⁹ Geglaubte Realität ist für Dietrich genauso wirklich wie greifbare und sichtbare Tatsachen. Mehr noch: Die durch die göttliche Zuwendung an die Welt geschaffene Wirklichkeit ist für Dietrich die eigentliche Wirklichkeit. Ohne den Glauben an diese Realität gibt es für ihn kein Christentum.

Das Besondere an dieser kirchlichen Gemeinschaft ist nun, dass zwar alle durch einen Geist verbunden sind, aber der Einzelne nicht in der Masse verschwindet. Im Gegenteil. Für Dietrich ist Kirche nur dann richtige Gemeinschaft, wenn die Individualität jedes Menschen so ausgeprägt wie möglich erhalten bleibt und gefördert wird. „Gott will nicht eine Gemeinschaft, die den Einzelnen in sich aufsaugt“, heißt es bei Dietrich Bonhoeffer, „sondern eine Gemeinschaft von *Menschen*.“⁸⁰

Diese Gemeinschaft darf sich nicht abkapseln gegenüber Staat und Kultur, sollte aber auch nicht in diesen aufgehen. Indem die Kirche das Wort Gottes vertritt, bleibt sie eine kritische Instanz gegenüber Politik und Gesellschaft. Ist es nun denkbar, dass die kirchliche Gemeinschaft ihren Sinn verfehlt und ihrer Aufgabe, die Werte der Bibel aufrechtzuerhalten, nicht gerecht wird? Dietrich bejaht diese Frage. Letztlich ist der Mensch nur Gott verpflichtet, die Kirche ist nur Vermittlerin. Die Bindung an die Kirche wird dann zerrissen, wenn sie der absoluten Gebundenheit gegenüber Gott „im Wege steht“.⁸¹

Dass Dietrich das Thema Gemeinschaft und Kirche so wichtig war, hängt sicher mit seinen Erlebnissen in Rom zusammen, ist aber auch Ausdruck seiner Sehnsucht nach Nähe und Freundschaft. Das Studium bot ihm die Gelegenheit, nicht nur theoretisch über Gemeinschaft nachzudenken, sondern sie auch praktisch zu erleben. In der Grunewaldkirche übernahm er die

⁷⁹ ebenda, S. 305

⁸⁰ DB, *Sanctorum Communio*, Bd. 1, S. 51

⁸¹ ebenda, S. 173

Gottesdienste für Kinder. Und siehe da, Dietrich, der als reserviert und verschlossen galt, wurde zum Liebling der Kinder. Jetzt zahlte sich auch der Religionsunterricht durch seine Mutter aus. Wie sie erzählte Dietrich die biblischen Geschichten spannend und rätselhaft wie Märchen. Die Älteren lud Dietrich zu sich nach Hause in die Wagenheimstraße ein, wo sie über Gott und die Welt sprachen und er ihnen auf dem Klavier vorspielte.

Unter Erwachsenen fiel es Dietrich schwerer, sich so zu öffnen. Außerhalb der Familie duzte er kaum jemanden. Eberhard Bethge, der später sein bester und vielleicht einziger Freund war, hat Dietrich als einen Menschen beschrieben, der zeit seines Lebens einsam war. Dietrich hat sich aber zu dieser Einsamkeit bekannt und sie verteidigt. Er hat sogar davor gewarnt, sich einer Gemeinschaft anzuschließen, wenn man nicht alleine sein könne. Im Verhältnis zu einem anderen Menschen blieb für ihn ein letzter Rest von Fremdheit. Diese Fremdheit gilt es zu respektieren. Sie verbietet es, einem anderen zu nahe kommen zu wollen. Eine gewisse Grenze darf man nicht überschreiten.

Ob Dietrich diese Grenze für sich zu eng gezogen hat? Jedenfalls verhinderte sie, dass seine erste große Liebe einen glücklichen Ausgang nahm. Sie hieß Elisabeth Zinn, war ein Jahr jünger und eine der wenigen Frauen, die evangelische Theologie studierten. Beide mochten sich sehr und gingen zusammen ins Theater oder in Ausstellungen. Sie sprachen viel über Theologie und Kunst, aber nie über ihre Gefühle. Das hatte Dietrich nicht gelernt. So kam es, dass sie zwar ein Liebespaar waren, aber keiner vom anderen wusste, dass er sie und sie ihn liebte. Das ging lange so, viele Jahre. Und als sie endlich über ihre Gefühle sprechen konnten, war es zu spät. Die Sprachlosigkeit hatte zu einer Entfremdung geführt. Dietrich schrieb später darüber: „Wir hatten zu lange aneinander vorbeigelebt und uns missverstanden. Wir konnten uns nie mehr

ganz verstehen. Ich habe ihr das damals gesagt. Zwei Jahre später heiratete sie, da wuch allmählich die Last, die auf mir lag. Wir haben uns nie wieder gesehen noch auch geschrieben. Ich spürte damals, dass, wenn ich einmal heiraten sollte, es nur ein sehr viel jüngerer Mädchen sein könne [...].⁸²

Mitte Dezember 1927 bestand Dietrich Bonhoeffer seine Promotion mit der bestmöglichen Note *summa cum laude*. Er war erst einundzwanzig Jahre alt. Einige Wochen später legte er auch das erste kirchliche Examen ab. Jetzt stand es ihm offen, entweder eine akademische Karriere an der Universität zu machen oder in den kirchlichen Dienst zu gehen. Für seine Familie war es selbstverständlich, dass er eine Laufbahn als Hochschullehrer einschlagen würde. Dietrich selbst war sich unsicher. Er beriet sich viele Abende mit seinen Eltern. Dabei hatte er allerdings das Gefühl, dass der wichtigste Punkt nicht zur Sprache kam: dass es nämlich für ihn wichtig sei, „einmal von vorne anzufangen“⁸³. Bisher hatte er die Erwartungen seiner Eltern immer erfüllt. Alles hatte sich wie von selbst ergeben, ohne dass er mit einem klaren Ja oder Nein die Richtung bestimmt hätte. In sein Tagebuch schrieb er: „Es ist mir in der letzten Zeit immer wieder aufgefallen, dass alle Entscheidungen, die ich zu treffen hatte, nicht eigentlich meine eigenen Entscheidungen waren.“⁸⁴

Schon im November hatte sich der Berliner Superintendent Max Diestel telefonisch bei Dietrich gemeldet und ihn gefragt, ob er nicht als Vikar nach Barcelona gehen möchte. Dietrich konnte sich nicht entscheiden, aber er wusste instinktiv, dass er diese Gelegenheit beim Schopf packen sollte, um einmal ganz aus dem gewohnten Lebenskreis hinauszukommen. Es gab ein Abschiedsfest nach dem anderen. Dietrich machte noch viele Besuche. Am 8. Februar 1928 war es

⁸² Brief an Maria Wedemeyer vom 29.5.44, in: *Brautbriefe Zelle 92*, S. 190

⁸³ DB, *Spanisches Tagebuch*, a.a.O., S. 20

⁸⁴ ebenda

dann so weit. Die Eltern und alle Geschwister versammelten sich zu einem Abschiedsessen in der Wagenheimstraße. Um zehn Uhr abends wurden dann zwei Taxis bestellt und alle begleiteten Dietrich zum Bahnhof. Nur die Großmutter Julie blieb zu Hause. Der Abschied von ihr fiel Dietrich besonders schwer. Auf dem Bahnsteig gab es noch manche Träne und weiße Taschentücher wurden geschwenkt. „Um 11 Uhr pfiff es und der Zug ging los.“

Über ein Jahr vor Dietrichs Abreise, am Abend des 9. November 1927, war ein kleiner, hinkender Mann am Anhalterbahnhof in Berlin aus dem Zug ausgestiegen. Es war Joseph Goebbels. Er war von Adolf Hitler zum Gauleiter von Berlin ernannt worden mit dem Auftrag, diese „rote“, von Kommunisten beherrschte Stadt für die NSDAP zu erobern. Die Nationalsozialisten waren in Berlin ein kleiner zerstrittener Haufen, dem niemand Beachtung schenkte. Goebbels brachte die Parteizentrale in der Potsdamer Straße auf Vordermann und machte sich daran, mithilfe der SA die Straßen zu erobern.

Goebbels hatte seinen eigenen „Glauben“. Man müsse, so seine Überzeugung, eine Idee haben, und wenn man nur fest genug, fanatisch, an diese Idee glaube, könne man sie verwirklichen. Der Grundsatz, nach dem er vorging, war demnach denkbar einfach. Er hatte ein Ziel, nämlich die Nationalsozialisten zur stärksten Kraft in der deutschen Hauptstadt zu machen. Jedes Mittel, das diesem Ziel diene, war gut, und jedes Mittel, das diesem Ziel nicht diene, war schlecht. Das Erfolgreiche war das Gute. Erfolgreich konnte nach Goebbels nur sein, wer Aufmerksamkeit erregte, egal wie. Also ließ er SA-Trupps singend und mit Hakenkreuzfahnen durch die roten Bezirke der Stadt marschieren und provozierte so Schlägereien, die für Schlagzeilen in den Zeitungen sorgten. Der Student Horst Wessel kam bei einem dieser Zwischenfälle ums Leben. Aus ihm machte Goebbels den ersten nationalsozialistischen Märtyrer. Bei den Wahlen zum Reichstag

am 20. Mai 1928 kam die NSDAP auf 2,6 Prozent. Das war wenig. Immerhin durften zwölf Abgeordnete der Partei in den Reichstag einziehen. Die nahmen sich vor, als Feinde der Weimarer Republik die Demokratie von innen her zu zerstören. „Wie der Wolf in die Schafherde einbricht, so kommen wir“, verkündete Goebbels in der Parteizeitung *Angriff*.

Bonhoeffer hat später einen „Glauben“, wie ihn Joseph Goebbels vertrat, verurteilt. Für ihn war das Gute nicht das Nützliche, Zweckmäßige, und das Wort Gottes keine „Idee“. Das Wort Gottes achte den Widerstand und kenne Schwäche. Eine Idee fordere dagegen „Fanatiker, die keinen Widerstand kennen und achten“.⁸⁵ Für Bonhoeffer ist jeder Fanatiker von einer „kranken Unruhe“ befallen, die ihn dazu treibt, nicht eher zu ruhen, bis er seine Idee verwirklicht, sein Ziel erreicht hat - und wenn er dabei über Leichen gehen muss.

⁸⁵ DB, *Nachfolge*, Bd. 4, S. 180 f.